

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

I. Jahrg.

Berlin, 1. September 1895

No. 17

Redaktion: Berlin C. 22, Grenadierstr. 8, III, links.

Agrar-Programm und Land-Agitation.

Als der vorjährige Parteitag in Frankfurt am Main zusammentrat, war es der fünfte Punkt der Tages-Ordnung: das Schoenlank-Vollmar'sche Referat über die Agrarfrage, welches — innerhalb und ausserhalb der Partei — das Haupt-Interesse auf sich konzentrirte. Es war eine doppelte Aufgabe auf gleichem Gebiete, vor welche die Sozialdemokratie sich durch die Richtung der Entwicklung gestellt sah: die theoretische Stellungnahme zur Agrarkrise und die praktische Verpflanzung der Agitation auf's Land. Erstere war erfordert durch die jüngsten Erscheinungen der ökonomischen Entwicklung: den reissend schnell fortschreitenden wirtschaftlichen Zusammenbruch des ostelbischen Grundbesitzes und die zum Ausbruch kommende Gährung des in Schuldknechtschaft versinkenden Bauernthums, und die Folgeerscheinungen: Bildung neuer agrarischer Parteien (Bund der Landwirthe, Bauernbund), und ihre bekannten aktuellen sozialpolitischen Forderungen. Letztere war hervorgerufen einestheils durch die natürliche Expansionstendenz einer aufstrebenden Partei, die, nachdem das ursprüngliche Geburtsfeld ihrer Ideen gesättigt ist, sich weitere Gebiete zu erschliessen strebt — andernteils durch die Hoffnung, dass die unter dem Druck des wirtschaftlichen Niedergangs soeben zum ersten Mal zu selbstständigem politischem Leben erwachenden unteren Schichten der Landbevölkerung zur Zeit am leichtesten sozialistischen Ideen zugänglich zu machen wären.

Jene erstere theoretische Aufgabe: die Analyse der konstitutionellen Elemente und der Entwicklungstendenzen der (deutschen) Landwirthschaft in ihren Unterschieden von der Industrie, war nicht nur ein wissenschaftliches Bedürfniss für Jedermann, der einmal begriffen hat, dass ein solcher Gegensatz, wenigstens theilweise, besteht; sie war zugleich die nothwendige Vorbedingung für die zweite Aufgabe, denn selbstverständliches Erforderniss ist es für jede nicht rein demagogische, stimmenfangende Partei, dass sie sich über den natürlichen Gang der Entwicklung und über die von ihrem prinzipiellen Standpunkt aus zu wünschende Stellung bezw. Ablenkung derselben völlig klar ist, ehe sie

vor die ökonomischen Träger derselben hintritt und dieselben für ihre Ueberzeugungen und Prinzipien zu gewinnen sucht. In dieser Gewissheit hat damals Vollmar unter allseitigem Beifall klar und deutlich den Plan des Parteitags im Schlusswort dahin definiert:

„Der Agrarausschuss soll **nicht ein Universal-Heilmittel** schaffen, auch ist es **nicht** seine einzige Aufgabe, das **vorgeschlagene Programm auszuarbeiten**. Der Agrarausschuss soll vielmehr eine **Studienkommission** sein, die das **vorhandene Material sichtet und zu schriftstellerischen Arbeiten anregt**.“ — Drei Fragen mussten also vor Allem beantwortet werden:

1. Welches sind die natürlichen Folgen der uneingeschränkten Konkurrenz in der deutschen Landwirthschaft? Wird auch hier der Kleinbetrieb erbarmungslos vom Grossbetrieb aufgesaugt, wie das Handwerk von der Fabrik? Oder geht im Gegentheil der Grossbetrieb zu Grunde, während der fast nur für den Selbstkonsum produzierende Kleinbetrieber sich durchschindet? Oder findet unter dem Einfluss technischer und ökonomischer Umwälzungen Arbeitstheilung zwischen beiden statt, so dass beide sich in beschränkten Arbeitssphären erhalten? Oder geht endlich der deutsche resp. nordwesteuropäische Ackerbau unter der Gewalt aufsteigender internationaler Arbeitstheilung überhaupt seinem Untergang entgegen, und wird abgelöst durch Forstwirthschaft oder Viehzucht?

2. Welche Art des Betriebes ist vom rein ökonomischen Standpunkt aus die rationellere, billigere, ertragreichere — für die Landwirthschaft im Allgemeinen, wie für alle ihre einzelnen Zweige?

3. Welche Rechtsform des Wirtschaftslebens — Eigentum, Zeit- oder Erbpacht, Staats- oder Privatpacht, genossenschaftlicher oder Einzel-Betrieb — ist unter gegebenen Umständen am rationellsten? Findet in Folge der Konkurrenzverhältnisse und der natürlichen Entwicklung in der Gegenwart bereits eine Verschiebung dieser rechtlichen Formen statt und in welcher Richtung? —

Erst wenn man sich auf diese Fragen gleichviel welche Antwort gegeben hat, ist es möglich, sich ein Bild von dem zu erstrebenden Ziele zu machen, ist es möglich, Forderungen zu dessen Erreichung aufzustellen und die — rein naiven, instinktiven — Forderungen der bedrängten praktischen Landwirthe werthend und wählend zu beurtheilen.

Hat sich die Agrarkommission dieser Arbeit unterzogen?

Gehört haben wir bisher nichts davon, auch sind 7—8 Monate kaum genügend Zeit für einen Politiker, um neben der praktischen Parteithätigkeit diese wissenschaftliche Riesenarbeit einigermaassen genügend zu bewältigen, sei es auch nur „das eingehende Studium des massenhaft vorliegenden wissenschaftlichen Materials“, das Vollmar im Referat als erste Aufgabe bezeichnet hatte, geschweige denn das eigene praktische Eindringen in die ländlichen Verhältnisse, in welche es die Verslossenheit unserer ländlichen niederen Bevölkerung und das Misstrauen gegen den Nicht-Standes- und Berufsgenossen so schwer macht, einen Einblick zu gewinnen, besonders wenn es ihr schlecht geht.

Statt solcher wissenschaftlicher Ergebnisse hat uns der Agrar-ausschuss gerade das „Universal-Heilmittel“ bescheert, das ihm als höchstens allerletzte und sekundäre Aufgabe bezeichnet war: den fertigen Entwurf eines Agrarprogramms für die Agitation, während seine theoretische Begründung und Rechtfertigung in Dunkel gehüllt bleibt. Und diese Verschwiegenheit ist von grosser Bedeutung, denn sie verschleiert äusserlich den Widerspruch zwischen den theoretischen Prinzipien und den geplanten praktischen Forderungen der Partei.

Die Arbeit der Agrarkommission hat nur den zweiten Theil des Erfurter Programms einer Umarbeitung unterworfen. Daraus folgt mit logischer Nothwendigkeit, dass sie den ersten prinzipiellen Theil nicht antastet, sondern aufrecht erhält, dass sie den Marxismus unverändert auf die agrarischen Verhältnisse anwenden zu können glaubt. Diese Anschauung deckt sich auch völlig mit den Darlegungen der Schoenlank-Vollmar'schen Resolution auf dem Frankfurter Parteitage, sie steht aber in völligem Widerspruch mit den Ueberzeugungen die in den Forderungen des neuen Agrarprogramms zum Ausdruck kommen, welche theilweise, wenn auch nur indirekt, geradezu auf Schutz des Kleinbetriebs und Schutz des Privatbesitzes hinauslaufen.

Die Alternative ist doch ziemlich einfach. Entweder zwischen Landwirthschaft und Industrie besteht kein prinzipieller Unterschied, dann ist der Bauer genau dasselbe, wie der Handwerker und der Krämer, dessen Untergang besiegelt, dessen Existenz fortschrittsfeindlich ist; dann dürfen wir ihm wohl allenfalls den Todeskampf erleichtern, indem wir ihn beschleunigen, aber niemals der Entwicklung entgegenarbeiten, um ihm — unserm natürlichen Feinde — sein Leben zu verlängern. Oder aber in der Landwirthschaft herrscht eine andere Entwicklung als in der Industrie; dann ist eine Umarbeitung oder Ergänzung des ersten prinzipiellen Theils unseres Programms erforderlich. Dann spreche man es aber auch klar aus, dass im Agrarwesen dem Kleinbetrieb oder gar dem Privatbesitz die Zukunft gehöre, und gehe daran, den Bauernstand zielbewusst zu erhalten. Alte Irrthümer eingestehen und neue Wahrheiten anzuerkennen schändet keine Partei, am allerwenigsten diejenige, die bereits die Produktivgenossenschaften und das ehernerne Lohngesetz zum alten Eisen zu werfen wagte, trotzdem es die beiden Waffen waren, die sie einst zum ersten Kampf und Siege geführt hatten.

Oder aber man erkläre, dass die Frage noch nicht spruchreif ist und warte. Noch vegetiren Tausende von Landarbeitern unter der Peitsche des Junkers, Tausende von Industriearbeitern unter dem Krummstab des Pfaffen, die zu gewinnen näher liegt und leichter ist, als das Gros der bäuerlichen Bevölkerung. So lange über die Grundfragen der Landwirthschaft innerhalb der Partei noch solche schwankende Rathlosigkeit herrscht, wie sie Punkt 13 des Entwurfs aufweist, ist die Frage noch nicht spruchreif und ist jede bäuerliche Landagitation verfrüht.

Heinz Starckenburg.

Zur Agrar-Frage.*)

Von Dr. G. Zepler, Berlin.

Die nicht leicht zu entscheidende Frage über die Zweckmässigkeit und Berechtigung eines besonderen Programms für die Agitation unter den Bauern gewinnt am ehesten an Klarheit unter der Beleuchtung des sich aufdrängenden Vergleiches mit den Verhältnissen anderer Gesellschaftsgruppen und deren Beziehungen zur Sozialdemokratie. Wie die Frage über ein Agrar-Programm, so wurde auch die Stellung der akademischen Proletarier in der sozialdemokratischen Partei seit dem letzten Parteitag besonders lebhaft ventilirt. Wenn auch manche der dabei zu Tage getretenen Ansichten nicht zu billigen sind, so ist es doch ganz berechtigt, dass auf die Gruppe der sozialistischen Akademiker, und vor allen Dingen auf die Akademiker überhaupt, offiziell keine Rücksicht genommen wird, dass man es vielmehr den Einzelnen überlässt, sich der Bewegung anzuschliessen oder nicht. Mögen dieselben auf eigene Faust sich zu einer besonderen Gruppe vereinigen, in ihren Kreisen Propaganda machen und mit der proletarischen Arbeiterbewegung ihre Verbindung unterhalten. Ebenso ist es noch nie Jemand eingefallen, um unter dem Kleinbürgerthum die Ausbreitung der sozialistischen Propaganda planmässiger zu gestalten, besondere Programmpunkte in Rücksicht auf dieselben zu fordern. Das kleine Bürgerthum, die Händler, Handwerker und sonstige Gewerbetreibende, geht seinem ökonomischen Verfall entgegen oder steckt schon mitten darin, und das hat zur Folge, dass immer mehr Mitglieder dieser Berufskreise der allgemeinen sozialistischen Propaganda zugänglich werden, und sich, wiewohl zum grossen Theil selbst Arbeitgeber, dem Sozialismus anschliessen, ohne besondere Rücksichtnahme auf die materielle Lage ihrer speziellen Berufsstellung für das Parteiprogramm und in der Bewegung zu verlangen. Sie haben eingesehen, dass durch die kapitalistische Entwicklung die Tage ihres Erwerbslebens gezählt sind und dass die Rettung — nicht für ihr unrettbares Gewerbe, aber für die Existenz ihrer und ihrer Nachkommen Individualitäten — nur im Sozialismus zu finden ist. Das sind ja eben die auf der Hand liegenden und dem Sozialismus immerwährend zu weiteren, verhältnissmässig leichten Siegen verhelfenden Thatsachen; es bedeutet das Wachstum des Sozialismus vom fortschreitenden Ruin immer weiterer Klassen.

Das scheint man — wenigstens an gewissen Stellen in der Partei —, soweit die Landbevölkerung in Betracht kommt, vollständig vergessen zu haben. Der Sozialismus ist eine Arbeiterbewegung mit dem Endziel, die politische Macht in die Hände des Proletariats zu bringen, um mittelst derselben die programmässige soziale Umgestaltung zu vollziehen.

Da der Erfahrung nach der bessergestellte und intelligentere Arbeiter der bessere und zielbewusstere Vorkämpfer für die proletarische

*) Beide in dieser Nummer erscheinenden Artikel zur Agrar-Frage sind bereits seit einigen Wochen in unseren Händen, konnten jedoch Raummangels halber nicht früher gebracht werden.

Bewegung ist, so kann dieser Kampf wesentlich unterstützt und erfolgreicher gestaltet werden durch Hebung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter. Das Letztere wird auf dem Wege des ökonomischen Kampfes, des Kampfes der Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber erreicht, welcher sich durch die parlamentarische Antheilnahme der Partei an der Gesetzgebung oder direkt durch die Gewerkschaften vollziehen kann. Damit finden aber die im zweiten Theil des Erfurter Programms ausgesprochenen Aufgaben, die „nächsten Forderungen“, ihre natürliche ganz scharfe Grenze. Denn als die Hauptsache ist zu beachten, dass durch die Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter die proletarische Bewegung in Nichts aufgehalten, vielleicht sogar gefördert wird, dass die verbesserte Situation nur eine Etappe zur Sozialisirung der Gesellschaft bedeutet und dass die Arbeiter bei noch so guten Einkommensverhältnissen unter der Herrschaft der Privatwirthschaft immer doch noch die Ausgebeuteten, also die natürlichen Gegner des Kapitalismus bleiben. Alles das trifft bei den bäuerlichen Besitzern nicht zu. Gerade die entgegengesetzten Folgen würden sich geltend machen. Darum ist es durch Nichts gerechtfertigt, die Verhältnisse bei den Bauern denen der Arbeiter an die Seite zu stellen, und es ist in Hinsicht auf die letzten Ziele nicht einmal opportun. Ebensovienig wie es der Sozialdemokratie heut ernstlich einfällt, die Lage der Handwerker heben zu wollen, kann das gleiche Ziel bei irgend einem anderen selbständigen Berufsstand als mit den Zielen und Ideen der Sozialdemokratie und ihres Programms übereinstimmend in Betracht kommen. Alle von anderen Parteien unternommenen Versuche, durch das Zunftwesen, Beschaffung von Kredit u. dergl. dem durch Grossbetrieb und Kapitalismus gefährdeten Handwerk wieder aufzuhelfen, werden von der Sozialdemokratie als utopistisch bezeichnet. Letztere sieht gemäss ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung mit allem Gleichmuth die Handwerker zum Proletariat herabsinken und erwartet von den nun Proletarisirten die Verstärkung ihrer eigenen Reihen, die naturgemässe immer weitere Ausbreitung der Sozialdemokratie. Betreffs der Landbevölkerung soll nun mit einem Male mit dieser Anschauung gebrochen und um, wie Bebel es früher treffend bezeichnete, „Bauernfang“ zu treiben, muss ein besonderes Agrar-Programm formulirt werden; welches, wie bürgerliche Blätter mit Recht befinden, wenn ernsthaft verfolgt, eine Verwässerung der Partei, eine Umwandlung der Revolution in zahme bürgerliche Reformen herbeiführen muss, sonst aber nur zu einer plumpen und ganz erfolglosen Täuschung herzuhalten berufen wäre. Zwar wird die Nothwendigkeit eines Agrar-Programms im „Vorwärts“ damit motivirt, dass die Agrarfragen in den letzten anderthalb Jahrzehnten „brennend“ geworden seien; keine Partei könne sich der Stellungnahme entziehen, denn die Frage, wie unser Grund und Boden bewirthschaftet und ausgebeutet werde und wie die auf ihm arbeitende Bevölkerung, die von allen Berufen an Zahl die stärkste sei, ökonomisch und sozial sich befinde, hänge mit den Lebensinteressen der Gesellschaft aufs Innigste zusammen. Mit dieser in No. 169 des „Vorwärts“ enthaltenen Motivirung eines Agrar-Programms würde sich die Partei direkt auf den Boden der Erhaltung der gegen-

wärtigen Gesellschaft stellen, anstatt in den angezogenen Thatsachen gerade eine erfreuliche Entwicklung zur Auflösung der alten und zur Beschleunigung der Aufrichtung einer neuen, sozialistischen Gesellschaft zu erblicken.

Selbstverständlich sind alle die Punkte, welche sich mit den Landarbeitern, also den ländlichen Arbeitnehmern befassen, ohne Weiteres im Prinzip zu acceptiren. Aber dazu bedurfte es keines besonderen Agrar-Programms; darum wäre nicht die Agrarfrage aufgetaucht und brennend geworden. Worum sich die ganze Frage eigentlich dreht, das ist der bäuerliche Kleinbesitz, das sind die Bauern, welche als Arbeitgeber auftreten oder doch als Arbeiter auf eigenem Besitz, Leute, die von ihren Arbeitsmitteln noch nicht getrennt sind. Es handelt sich um den kleinen Mann vom flachen Lande, der unter den bestehenden Verhältnissen ausserordentlich schwer zu kämpfen hat und seinem Ruin entgegenwankt, wie der Handwerker und kleine Kaufmann in der Stadt. Hier aufhelfen zu wollen, wäre vielleicht ebenso illusorisch wie beim Handwerk, oder aber es müsste auf Kosten anderer Bevölkerungsschichten geschehen. Es ist aber, wie schon hervorgehoben, nicht die Aufgabe und auch sonst nirgends die Absicht der Sozialdemokratie, unfruchtbare Versuche zur Rettung irgend welcher Berufszweige anzustellen und womöglich den Untergang und die Centralisation des Kleinbesitzes — entgegen der sozialwissenschaftlichen Erkenntniss — aufzuhalten, sondern es ist ihre Aufgabe, alle die früher selbstständigen Besitzer nutzbringenderer Arbeitsmittel oder Ackerlandes oder Kleinkapitals, jetzt aber enterbten und proletarisirten Arbeitnehmer und Angestellten um ihre Fahne zu sammeln und so der sozialistischen Wirthschaftsweise ein immer grösseres Heer von Anhängern zuzuführen; also gerade entgegengesetzt den jetzigen Wünschen betreffs eines Agrar-Programms muss es Prinzip bleiben, dem Verfall Geweihtes nicht künstlich hinzuhalten, sondern durch den natürlichen Lauf der Dinge die Zustände schneller zu dem eigentlichen Endziel einer radikalen Umwandlung und Heilung gelangen zu lassen.

Die eigentliche Triebfeder dazu, das ursprüngliche Programm zu vergessen und bürgerlich-reformatorische Zugeständnisse zu machen, war offenbar das irrig empfundene Bedürfniss, eine erfolgreiche Agitation jetzt schon auf dem Lande zu entfalten, um die sozialistische Wähler- und Abgeordnetenzahl in derselben Weise wie bisher anschwellen zu sehen. Für den „antikollektivistischen Bauernschädel“ glaubte man besondere Massnahmen treffen, man glaubte den Schädel einschlagen zu müssen, anstatt klug abzuwarten, bis er durch den Gang der Dinge, dank der verheerenden Seuche „Kapitalismus“, von selbst zur Erweichung gelangte und für die sozialistische Medizin zugänglich würde. Gelänge es dem Sozialismus oder einer andern ökonomischen Richtung — ersterem mit seinen „auf die Spitze getriebenen“ bürgerlichen Forderungen — dem bäuerlichen Besitzer wieder auf die Beine und zum Wohlstand zu verhelfen, so würde dieser sich der Erfüllung der Forderungen des ersten Theils vom Erfurter Programm, auch wenn er bis dahin sozialistisch gestimmt hätte, schliesslich doch widersetzen. — Arbeiten die sozialistischen Parlamentarier bei der Gesetzgebung nicht mit aller

Energie an der Erfüllung ihrer landwirthschaftlichen Forderungen, was nebenbei ihre Kräfte nur auch sehr zersplittern und der Arbeiterbewegung entziehen würde, ja, glauben sie auch nicht einmal, dass die Erfüllung den Landwirthen wirklich in lohnendem Masse Nutzen stiftete, dann handelte es sich doch wirklich nur, wie gegnerische Blätter aussprechen, um eine Verschleierung der letzten Absichten, um plumpen Bauernfang. Eine durch so unmoralische, den sonstigen sozialistischen Maximen so sehr widersprechende Handlungsweise erlangte Vermehrung der sozialistischen Abgeordneten wäre, wenn wirklich zu erreichen, nur ganz vorübergehend und für die dem Opportunismus gebrachten Opfer kein entsprechendes Aequivalent. Das Liebeswerben wäre also nach jeder Richtung hin umsonst. Zweckmässig ist einzig die Aufklärung und die Belehrung über das Wesen des Sozialismus, worin man nie und nimmer erlahmen darf. Es muss aber bei dieser Agitation mit grosser Diplomatie verfahren werden und man muss sehr genau herauszufühlen wissen, von welcher Stelle aus der Bauer am leichtesten zugänglich wird. Da kann man von anderen Parteien manches lernen, z. B. von den Antisemiten, wie sie dem Bauer vorlügen, dass alles Unheil lediglich von den wucherischen Juden käme. Wir brauchen dem Bauern nichts vorzulügen, sondern werden ihm zeigen, dass es nur in der Entwicklung der Dinge liegt, wenn er nunmehr von seiner Arbeit keinen Lohn mehr findet, indem er, zumal bei seiner Verschuldung, gegen den Grossgrundbesitzer, vor allem aber gegen die Einführung fremdländischen Getreides nicht mehr konkurriren könne. Wir werden ihm aber auch erklären müssen, dass diese Entwicklung nicht aufzuhalten ist, dass es ein Zurück nicht mehr giebt, und dass es unbillig wäre, wenn der Staat durch Abwehrmassregeln dem Volk, der Allgemeinheit, das Brot künstlich vertheuern wollte, während derselbe Staat doch nichts thun könne, um die Löhne der industriellen wie der landwirthschaftlichen Arbeiter von dem nur die allernothwendigsten Bedürfnisse knapp befriedigenden Stand in die Höhe zu bringen. Man wird dem Bauern vor Augen führen müssen, dass er trotz aller nur fruchtlosen Versprechen zu Grunde gehen muss, dass dagegen die durch die natürliche Entwicklung der Dinge gebotene Umwandlung privaten Grundeigenthums in gesellschaftliches ihm Heil bringen wird und mit allen nur erdenklichen Mitteln zu beschleunigen, nicht aber aufzuhalten sei. Aber selbst wenn es nöthig ist, im einzelnen Falle Versprechungen zu machen, um momentane Erleichterungen zu ermöglichen, bedarf es, wie auch in einigen Parteiblättern, so in No. 174 des „Vorwärts“ von G. L. sehr richtig gesagt worden ist, keines besonderen Programms, genügen vielmehr von Fall zu Fall vorzusehende Direktiven.

Was aber, auch in Bezug auf die Eroberung des flachen Landes, sich in Zukunft als viel wichtiger herausstellen dürfte, das ist die fortgesetzt und in immer weitere Kreise getragene Agitation in der Stadt; hier kommt es darauf an, mehr und mehr die Gebildeten für den Sozialismus zu interessiren und zu gewinnen, worauf von der Partei viel zu wenig Gewicht gelegt wird. Den Bestrebungen unter den sozialistischen Akademikern muss viel mehr Bedeutung beigelegt werden, und ihrer

Bewegung, die sie auf eigene Faust veranstalten mögen, muss die Partei mehr Beachtung und Förderung zu Theil werden lassen, erstens, weil die Akademiker als solche wirkliche Proletarier sind, wenigstens dem Sinne nach, dass sie nur ihre Arbeitskraft besitzen und verkaufen (und zu immer schlechteren Preisen verkaufen, wenn sie überhaupt noch Abnahme finden), während auch der kleinste Bauer immer noch, wenn auch oft nur dem Scheine nach, Grundbesitzer ist; zweitens aber auch, weil geistige Strömungen (und der Sozialismus ist doch auch eine solche, trotz der materiellen Basis der Bewegung) nicht auf dem Lande, sondern in den Städten betrieben werden, während die Landbevölkerung nachfolgen muss. In je weiteren und verschiedenartigeren städtischen Bevölkerungsschichten der Sozialismus feste Wurzel fasst, um so sicherer muss schliesslich auch das Land von jenen Vegetationscentren aus beeinflusst und — sagen wir unseren Gegnern zu Liebe — „infiziert“ werden.

Stehen wir somit auf dem Standpunkt, die Nothwendigkeit eines besonderen Programmes für die Landagitation, ja der letzteren selbst in dem beabsichtigten weiteren Umfange, leugnen, sowie vor einer drohenden Verletzung der Prinzipien warnen zu müssen, so stehen wir nicht an, in derselben Weise uns ablehnend zu verhalten, wenn etwa die Frage aufs Tapet kommen könnte, ob es in Folge der Verwerfung des vorliegenden oder eines anderen Agrar-Programms zu einer Spaltung innerhalb der Partei kommen könnte. Wo es sich um Prinzipien handelt, sollten derartige Rücksichten nicht ausschlaggebend sein. Uebrigens ist es sehr fraglich, ob eine Abweichung von den Grundprinzipien, eine Verwässerung, für die Partei nicht wesentlich gefährlicher wäre, als eine Spaltung; bei letzterer wäre ein vielfach gemeinsames Handeln und eine schliessliche Wiedervereinigung nicht ausgeschlossen, und die prinzipienbewussten Sozialisten würden doch bald wieder sich allesammt der alten Partei anschliessen. Das Schlimmste wäre eine vorübergehende Verkleinerung der Partei; dafür erhielte man aber eine feste und zielbewusste Kerntruppe und in ihr die Garantie für den weiteren Bestand des Sozialismus. Schrittweises Nachgeben indessen und Abweichen von den Grundprinzipien könnte schliesslich zur gänzlichen Preisgebung der revolutionären Forderungen führen und die schadenfrohen Prophezeiungen der Gegner wahr machen. Die deutsche Sozialdemokratie zumal hat ihr Programm wie etwas Heiliges festzuhalten, je weniger in anderweit noch eine Einigung der sozialrevolutionären Gruppen erzielt ist und der Sozialismus mit allen seinen Konsequenzen voll begriffen wird. Um so weniger durfte auch die Annahme eines besonderen Agrar-Programms in Frankreich für Deutschland einen Trieb zur Nachahmung bilden.

Nein, man gehe den alten, bewährten Weg weiter, suche nicht, mit unnatürlichen Mitteln die Welt im Sturm zu erobern, um nur Enttäuschung und Rückgang der Bewegung einzuernten, man verahre sich vor allen Utopien, sei vorsichtig und verwerfe das vorliegende, wie jedes andere auf gleich falschen Voraussetzungen basirende Agrar-Programm — man halte die Bahn frei der natürlichen, durch die sozialwissenschaftliche Erkenntniss vorausgesehenen Entwicklung der Dinge!

Kreolen auf deutschen Gymnasien.*)

Von E. Erdmann.

Seit geraumer Zeit werden auf unsern Gymnasien eine Sorte gefährlicher Gäste immer heimischer, welche im höchsten Grade die Demoralisation befördern helfen, die den deutschen Schüler von Jahr zu Jahr tiefer sinken lässt. Es sind Angehörige der südamerikanischen Republiken, der kreolischen jeunesse dorée. Es sind jetzt nicht länger die Franzosen allein, denen der Kreole nachzueifern sucht, er hascht jetzt ebensoviel oder mehr nach deutschen Sitten und deutscher Erziehung, und die „deutschen Papiere“ sind bei der Erlangung einer besseren Lebensstellung drüben maassgebend geworden. Ein Familienvater in Columbien, Venezuela, Mexiko, der etwas auf sich hält und die Kosten aufbringen kann, trachtet deshalb, seinen Sohn für einige Jahre nach Deutschland zu schicken. Der junge Kreole, der so zu einer auserlesenen Erziehung bestimmt wird, ist bis dahin, nur oberflächlich mit den Geheimnissen des Buchstabirens und Schreibens vertraut, ohne jede Aufsicht geblieben. Mit den wirklichen und Halbgeschwistern — bis zu beträchtlichem Alter unbekleidet — hat er sich am Hafen herumgetrieben und um Geld Karten gespielt. Zu Hause hat er ein zügelloses Familienleben kennen gelernt und hat in den wüsten Verkehr hineingeschaut, den sein Vater mit den Nebenfrauen unterhält und wogegen seine Mutter mehr oder weniger abgestumpft ist.

Wenn er in grösseren Orten zu Hause war oder wenn sein Vater ein „lebhafter Mann“ war, wie die Südamerikaner bewundernd den Gauner nennen, der sich ein Vermögen zusammen zu schwindeln versteht, so ist er auch auf Schulen geschickt worden. Internirt in durchaus unorganisirten Anstalten, wo nichts als schmutziger Geldhunger des Unternehmers die treibende Kraft ist, hat er vor allem eine Unmenge Geld gebraucht. Von Erziehung ist keine Rede, er ist zu keiner Arbeit angehalten, hat so gut wie nichts gelernt und nur im Müssiggang und allen daraus entstehenden Uebeln Fertigkeit gewonnen. Wenn er sich endlich in Grossstädten befand, oft viele Tagereisen weit von Haus, so war er bald in alle Laster des internationalen Sumpflebens eingeweiht. Gewissenlose Anverwandte oder erfahrene Kameraden nutzen seine gefüllten Taschen aus und zeigen ihm, wie man das Leben genießt. Fünfzehnjährige Knaben bewohnen elegante Salons, verbringen die Nächte in wüsten Orgien mit ihrem amigas und verthun jährlich Tausende. Sieht der Vater ein, dass unter solchen Umständen von einer educacion nicht die Rede sein kann, und dass sein gutes Geld unnütz verloren geht, so macht er Ernst und schickt den Sprössling nach Deutschland.

Der junge Kreole, welcher bald nach seiner Ankunft in Deutschland seinem Vater in ungläublicher Orthographie brieflich versichert, dass er sich im Mittelpunkt der Zivilisation befände und als Wohlthäter der querida patria zurückkehren werde, fühlt sich binnen Kurzem wie ein Halbgott. Er geht umher wie ein aufgeblasener Hahn und huldigt gegenüber den europäischen Wundern dem Grundsatz des nihil admirari. Seine Reden haben mit all' ihren blumigen Wendungen nichts Frisches. Es geht ihnen alles Jugendlich-Feurige ab, und die zahllosen Floskeln verdecken nicht die Oede des jungen, aber keineswegs kindlich fühlenden Herzens. Die Erziehung stösst diesem Narren gegenüber auf eine nicht genug zu betonende Schwierigkeit. Es fehlt dem Kreolen jedes Autoritätsgefühl. Er ist zu Hause entweder sinnlos mit grösster Brutalität geschlagen worden, wenn er nicht parirte, oder man hat sich auf endloses Parlamentiren mit ihm eingelassen und unter dem Vorwande, dass er sich keines Fehlers bewusst sei, ist sein bodenloser Eigenwille emporgewuchert. Aus diesem Grunde findet die Pädagogik keine Basis in dem jungen Wilden, von der sie ausgehen könnte. Zwingt sie ihn einfach zur Unterwerfung, so zieht sie in dem Knaben einen sinnlosen Hass gross und aller Einfluss ist verloren. Auf der andern Seite ist es dem Erzieher freilich keineswegs schwer, eine gewisse Liebe in dem Kreolen zu erwecken, die sich glühend und exaltirt äussert. Da aber jegliche Zuverlässigkeit auf die Gefühle des Kreolen fehlt, er vielmehr von seinen Empfindungen ohne Uebergang

*) Wir veröffentlichen diesen Artikel, ohne ganz mit der Tragweite der in ihm enthaltenen Behauptungen einverstanden zu sein, wollen aber bemerken, dass er der Leitung einer seit 25 Jahren bestehenden Knabensension entstammt, die sich in den letzten Jahren fortgesetzt mit der Erziehung junger Kreolen beschäftigt.
D. Red.

von einem Extrem ins andere geworfen wird, so verwandelt der geringste Anstoss diese Liebe in ebenso leidenschaftlichen Hass.

Das bestimmendste Kennzeichen des Knaben ist bei alledem seine absolute Verlogenheit. Ich habe kreolische Knaben fortgesetzt aus keinem anderen Grunde als dem mangelnden Wahrheitsgefühl lügen sehen. Sie lügen ohne Zweck, ohne Nutzen, sinnlos, konfus, ganz gemächlich, wie es gerade kommt. Selbst von der Handgreiflichkeit ihrer Lügen schlagend überführt, lügen sie fortgesetzt so seelenruhig weiter, dass man endlich zu der Einsicht gezwungen wird, hier liege nicht bloss Bosheit, sondern eine so gesunkene moralische Organisation vor, dass von einem vollständigen sittlichen Defekt gesprochen werden muss. Trug und Heuchelei sind die naturgemässen Erzeugnisse aus solcher total verderbten Veranlagung. Der kindliche Kreole ist von diesen Eigenschaften noch verhältnissmässig frei. Zwar betrügt er schon fertig im Spiel, im Ganzen aber dominiren noch sein maassloser Jähzorn und seine grässliche Rohheit über alle ein gewisses Maass von Ueberlegung fordernden Qualitäten. Sein Leben spielt sich noch ab zwischen dem Vergnügen an unendlich tief stehenden oder ordinären Beschäftigungen und dem zügellosen Dreinschlagen, sobald ein Wort, eine Bewegung sein wildes Blut in Wallung bringt. Bald aber beginnt er sich in durchdachter Verstellung zu üben. Nachdem der scharfe Instinkt seiner Eitelkeit, die wohl seine ausgeprägteste Eigenschaft ist, ihn hat erkennen lassen, wie ungemein er von der europäischen Welt absticht und wie hoch der deutsche Altersgenosse in tausend Dingen über ihm steht, beginnt er sich selbst in Obacht zu nehmen. Er ahmt gute Kleidung und sorgfältige Lebensart nach und binnen Kurzem ist die Umwandlung von einem jungen Wilden in einen modisch gestutzten, nicht ohne Grazie auftretenden Ausländer fertig, den der Gymnasiast nunmehr mit der ihm eigenen Bewunderung alles Fremländischen betrachtet. Etwas später folgt eine Hülle von Moral, in die der Geck sich zu zwingen bemüht, nach. Bald verfügt er über einen Schatz von Phrasen, die von Bonhomie und Rechtschaffenheit überfließen und streut seinen Erziehern und Mitschülern fuderweis Sand in die Augen.

Während der Kreole sich so zum vollendeten Heuchler ausbildet, entwickelt sich nebenher seine Lust an der Intrigue. Eine leidenschaftliche Klatschsucht lässt ihn, wo er geht oder steht, Unfrieden säen. Er kann nicht leben, ohne seine Umgebung auf einander zu hetzen, und jegliche Eintracht weicht aus der Klasse, in die er seinen Fuss gesetzt hat. Unter seinen Klassengenossen spielt er eine Rolle. Zwar halten sich einige bessere Elemente von ihm fern, mit einigen anderen lebt er in Feindschaft, das Gros der Schüler aber hängt ihm an und lässt sich von ihm leiten. Durch seine Reisen, seine praktischen Lebenserfahrungen, durch die Geldmittel, mit denen er um sich wirft, hat er ein gewisses Uebergewicht, um so mehr, als er älter zu sein pflegt als seine Mitschüler. Seine bombastischen Reden imponiren, und so sickert das Gift seiner gefährlichen Natur langsam durch und verseucht allmählich die ganze Klasse.

Ich habe weite Kreise von Knaben, die dem Einfluss junger Kreolen ausgesetzt waren, auf diese Weise gleichsam hypnotisirt werden sehen, bis zuletzt eine völlige sittliche Verkommenheit bei ihnen eingetreten war. Der Kreole pflegt zwar seine schädliche Wirksamkeit an ein und derselben Schule nicht allzu lang auszudehnen. Die Laster, deren Keime er von Anfang an in sich hatte, durchbrechen früher oder später die dünne Schicht, mit der er sich in europäischer Luft übertüncht hatte. Wüstes Leben und rohe Sinnlichkeit oder auch gemeine Rachsucht werden doch im Laufe der Zeit so mächtig in ihm, dass er sich auf dem ursprünglichen Platze nicht länger halten kann. Oft wird er wieder hinüber geschickt; in anderen Fällen zieht er weiter und es finden sich neue deutsche Familien, die auf ihn hereinfallen. Er kann's ja bezahlen! Nie aber verlässt er die Stätte seiner Schullaufbahn, ohne die Verwirrung einer ungeheuren Demoralisation unter seinen Kameraden zurückzulassen.

Doch auch für die kreolische Rasse, die heute durch so traurige Exemplare repräsentirt wird, wird der Tag der Wiedergeburt kommen. Der Abkömmling des heute noch in unwürdiger Abhängigkeit vegetirenden südamerikanischen Arbeiters wird gründlich mit der grauenvollen Entsittlichung aufräumen, welche der Ausbeuterklasse seines Landes in so erschreckender Weise den Stempel aufdrückt. Der Sohn des kreolischen Bourgeois aber wird dem Schicksal des ruhm- und klanglosen Untergehens verfallen, das in jedem Lande dieser bejammernswürdigen, überall zum Zerrbilde gewordenen Gesellschaft bevorsteht.

Aus meinem Gefängnis-Tagebuch.

Von Gustav Landauer.

(Fortsetzung.)

Ich bin in fieberhafter Eile, und so ähnlich muss es Goethen zu Muthe gewesen sein, als er Nachts aus dem Bette sprang und über einen quer auf dem Tisch liegenden Bogen Papier ein glühendes Gedicht warf. Ich habe mich warm gedacht, indem ich in der Zelle hin- und herlief, aber nur noch vielleicht 20 Minuten, dann muss ich unerbittlich das Licht löschen und zu Bett. Ist das nicht abscheulich? Wer weiss, was morgen für ein Tag ist?

Meine Seele, bewahre dir deine Gluth. Idealist war ich immer, Idealist bin ich und das will ich bleiben. Amen. Nietzsche in Ehren, aber es ist nichts mit der Bosheit, ich kann es nicht. Güte, grosse unendliche Güte — das thut uns noth, und die will heute so warm aus mir hinausströmen in alle Welt.

Das Theaterattentat von Barcelona — o pfui, o Ekel. Fluch der unseligen Zeit, die solche Thaten ausgebrütet, und die vielleicht mit noch entsetzlicheren schwanger geht.

Wenn ich denke, dass der ungeheuerliche Zufall, den diese Unseligen da haben wüthen lassen, vielleicht ein lieblich knospendes Mädchen, vielleicht eine schwangere Frau getödtet hat — ich könnte vergehen vor Scham. Da warf ein Mensch eine Bombe ins Parket, und das blitzende Geschoss traf vielleicht einen Mann in dem Moment, wo der zündende Funke eines genialen Werkes, einer grossen That seinem Hirne entspringen wollte. Wer kann es wissen? Wer konnte es wissen?

Aber ferne sei es, einstimmen zu wollen in das misstönige Geschrei derer, die gerade so elend sind, obwohl sie nicht mit Bomben, sondern nur mit Steinen werfen. Ich habe keine Steine für euch, ihr Männer mit dem grauvollen Muth, ich habe nur Thränen. Das konntet ihr thun? Ich rede nicht von den andern; aber das konntet ihr euch selber anthun. Und doch sprühtet ihr vielleicht oft vor Zorn über Ungerechtigkeit, glühtet ihr in Begeisterung für Menschengüte und eine göttliche Zukunft — ihr seid vielleicht, ja wahrscheinlich Männer, mit denen man stundenlang über einen Punkt sich bereden konnte, Männer, denen man die Hand reichen konnte als Freunden?

Ihr seid keine Verächtlichen; denn kein Kleiner und Erbärmlicher konnte seine Seele drücken und pressen und auswinden, dass sie solch eine That aus sich herausliess.

Wehe über eine solche Zeit, wehe über Zustände, die solche Thaten an allen Ecken Europas hervorgerufen.

O mögen wir doch alle recht, recht in uns gehen, auf dass wir erkennen, wie gross wir sein können, wenn wir nur wollen, und welche Höhe die Zeit von uns heischt, damit aus dieser Gegenwart die Zukunft, die wir ersehnen, erwachse.

Eines vor allen Dingen sei uns eingepägt: möge Niemand glauben, es sei ein kleines Werk, an dem wir schaffen, so dass es nur eines Ruckes bedürfe. Das Werk ist gross, und seien wir doch nicht ungeduldige Kinder, die auch die Früchte ihrer Saat einheimen wollen. Wer säet, der soll nicht ernten. So heisst der Spruch für uns. Seien wir stolz auf die Grösse, die wir selber von uns verlangen müssen, dass wir mit all unserer besten Kraft arbeiten an einem Werke, an dem Jahrhunderte bauen müssen.

Es liegt etwas in der Luft, das nach Grosse und Niegewesenem duftet. Es will eine neue Zeit beginnen und allüberall sucht sie sich ihre Kündler und Vorläufer. Nehmen wir freudig unseren Beruf auf uns, wir entgehen ihm doch nicht. Wir sind die Kündler einer neuen Zeit. Keine ungeduldigen Thaten der Rohheit, der Verzweiflung und der Unreife. Der Wind, dessen erstes Säuseln wir verspüren, will zu einem neuen Geiste werden, und voll frischen Geistes und starker Seele müssen die sein, die mit den Flügeln dieses Windes segeln wollen.

Mein lieber Schatz! Ich nehme die Feder zur Hand, ohne dass ich ein Thema habe, über das ich wettern oder mich verbreiten will. Ich möchte nur zu dir treten, dir tief in dein gutes blaues Auge schauen und sanft über deine Backen streicheln, dann die Hand dir auf dein Haar legen und dir die beiden Augen küssen — erst das linke — dann das rechte Ich denke in Liebe all unserer guten Stunden

Ruh'n in Frieden — alle Seelen. Die Weise will mir nicht aus dem Sinn. Wohl — mögen sie wohl ruhen. Aber kennst du die Stimmung, wenn alle Seelen weinen? Mir ist heute so. Meine Augen sind ganz trocken, aber in mir weint es seit dem frühen Morgen. Und jetzt ist es Abend. Und draussen regnet's ohne Unterlass.

Wenn mir am allerbängsten

Wird um das Herze sein

Alle Vergangenheit ist mir hier wieder wach geworden; und am meisten möchte ich weinen, dass wir nicht schon als Kinder zusammen gespielt haben. Die Zukunft so unsicher — möge der Januar uns beiden gnädig sein — und in der Vergangenheit so viel, so gar viel Liebe, die meine Kindheit hätte verschönen sollen, und die mir gefehlt hat.

Nun hab' ich dich, wir haben uns, alles lieb und schön — und du gehst jetzt der schwersten Stunde entgegen — in mir weint ohnmächtige Sehnsucht, zärtlich liebend und hegend um dich zu sein. Mich armen Tropf haben sie ins Gefängniss gesetzt; sie sagten, das gehe nicht an, dass einer von so vielem angeekelt sei, dass er gar die Welt schöner und lichter machen wolle. Sie glauben, mein Ekel und mein Zorn werde gemildert, wenn ich nicht bloss anderer Elend schauernd sehe, sondern mit dem Elend traulich zusammen in einer Zelle wohne.

Ach möcht ich verslaffen des winters gezît Mir geht's ganz gut hier; aber dass sie einem die Liebe und die Sehnsucht als Mitgefängene geben, das ist nicht schön.

Am Todtensonntag.

Draussen ist ein fürchterliches Schneewehen, seit gestern ununterbrochen. Da stehe ich nun an dem vergitterten Fenster, und wenn ich die Schulkinder und andere Menschen durch den hochgeschichteten Schnee sich durchkämpfen sehe, da denke ich, so recht mechanisch: Die armen Menschen! Aber dann kommt auf einmal die wilde Sehnsucht über mich, doch auch einer von den armen Menschen sein zu können, die da

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Sturme entgegen

in der Freiheit sich tummeln können. Ich aber — gefangen. Andere aber wieder — armselige Menschen mit zerrissenen Stiefeln, die Schnapsulle in der Tasche, das Ränzel auf dem Rücken und den Knotenstock in der Hand, fechtende Kunden, ohne Nachtlager, ohne Ort zu bleiben, die klingeln bei solchem Unwetter an der Gefängnisspforte und bitten in weinerlichem Tone, man möge sie doch aufnehmen und festsetzen, und sind heilfroh, wenn man ihnen nicht — die Gefängnisthüre weist. Eine herrliche Welt, aus der heraus sich viele wie in ein Asyl ins Gefängnis flüchten! Das ist keine Uebertreibung, es ist traurige Wahrheit. Ich werde darüber, so lange ich hier bin — und wie lange werde ich noch hier sein! Herrgott, ein halbes Jahr ist es noch, ausgerechnet auf den Tag ein halbes Jahr!! — noch mancherlei zu sagen wissen. Heute nur noch das Eine: manches von dem Elend und der Erbärmlichkeit beten viele nur mechanisch nach, nach Begriffen, die man ihnen überliefert hat, nach Büchern, die sie gelesen. Die Bücher und Nachrichten sind überzeugend geschrieben und man glaubt daran, und spricht weiter davon. Aber im Herzen, fast unbewusst, bleibt oft noch ein Zweifel zurück, man sagt sich in schwankenden Stunden, ein bischen rhetorische Uebertreibung sei ja doch wohl in diesen Ausmalungen. Es fehlt eben so sehr vielen der Lokalton, der nur durch eigene Anschauung zu erwerben ist. Ich kann nun ehrlich und voll Entsetzen versichern: es ist alles Wahrheit, traurige, nüchternste, schlimmste Wahrheit. Es giebt kein Buch, das die Lumpen schildert, das sie lumpenhaft und kläglich und jammervoll genug zeichnet. Die Wirklichkeit, wo es sich nicht mehr um Begriffe, sondern um Realitäten handelt, ist weit schlimmer als die allerpathetischsten Anklagen vermuthen lassen.

Wahrscheinlich, damit ich das noch lerne, hat man mich ins Gefängnis gesteckt.*)

*) Mit diesen im Gefängnis geschriebenen Worten antworte ich hiermit auf die Worte, mit denen mich der Herr Staatsanwalt meine „Strafe“ antreten liess: „Wir wollen hoffen, dass die Zeit keine verlorene ist.“ Ob der Gewinn, den ich geerntet, in seinem Sinne ist?

(Schluss im folgenden Hefte.)

↳ Rundschau. ◀

Von den Hochschulen.

Göttingen, Anfang August 1895. Obwohl meines Wissens die hiesige „sozialwissenschaftliche Studenten-Vereinigung“ die erste an deutschen Hochschulen war, hat sie es nicht vermocht, nur irgend eine Bedeutung hier unter der Studentenschaft zu erlangen. Das Interesse für dieselbe ist eigentlich gleich Null. Allerdings ist in einer von 900 Studenten besuchten Universität, wo ca. 200 Studenten farbentragenden, schlagenden Verbindungen angehören, abgesehen von den zahlreichen, andersartigen Verbindungen und Vereinigungen, ein Interesse für die soziale Frage auch nicht zu erwarten. Die Mitglieder der „sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung“, die übrigens nicht korporativen Charakter hat, bestehen zum grössten Theil aus Theologen, besonders aus den Mitgliedern der christlichen Burschenschaft „Germania“, die auch den Vorsitz inne hat. Einige Wilde gehören auch dazu; dann noch die D. C. Burschenschaft „Brunsvigia.“ — Die Thätigkeit des Vereins in diesem Semester erstreckte sich auf 2 Vortragsabende; der erste wurde durch einen Vortrag über „Carlyle“, gehalten vom Lic. Bousset, der zweite durch einen Vortrag „über die Stellung des Mannes zur Frauenemanzipation“ von dem Priv.-Doz. v. Blume (Jurist) ausgefüllt. Der erste Abend war von ca. 45 Personen — wie es schien mindestens zur Hälfte Gästen — besucht. Auf diese beiden Vortragsabende und das Kursiren einer Lesemappe beschränkt sich die Thätigkeit des Vereins. Vorträge von Studenten werden anscheinend garnicht gehalten. Und wegen solcher Missgeburten von Vereinen Zeter und Mordio, dass sie künstlich Sozialdemokraten züchten? Wer glaubts? K.

Tübingen, in den Hundstagen. Anfangs dieses Jahres kritisirte in der württembergischen Abgeordnetenkommer der nationalliberale Landgerichtsrath a. D. v. Gess sehr schonungslos die hiesigen Universitätsverhältnisse, wobei er manch kräftigen Hieb auf die Perrücken unserer ProfessorenklIQUE, in welcher wie irgendwo der Geist der Protektion und des Nepotismus hauste, niedersausen liess. Aus den Perrücken quollen mächtige

Staubwolken der Entrüstung, in giftgeschwollenen Artikeln fiel man in unserem Tübinger Professorenorgan über den armen Landgerichtsrath her, welcher sich erfrecht hatte, den weissen Raben in seiner Partei zu spielen. Aber, o weh, mit hängenden Flügeln zog all das entrüstete Federvieh heim. Herr v. Gess hatte zu tief ins Wespennest gestochen und die öffentliche Meinung stellte sich auf seine Seite, nicht weil seine Ausführungen ganz richtig waren, sondern weil er die richtige Form fand, die öffentliche Brandmarkung unserer Zustände einzuleiten.

Da konnte nur noch Eines helfen; die Studenten mussten sich entrüsten und den Gess todt machen.

Die auch für „Ehre, Freiheit, Vaterland“ raufende und saufende, nicht minder aber auch krakehlende hiesige Burschenschaft, lud zu einer Vorbesprechung über die Protestversammlung ein. Alle Korporationen. voran der H. C., lehnten ab, einige sogar mit der kühnen Motivirung; sie seien vollständig mit Gess einverstanden.

Wie zieht sich die honette Burschenschaft aus der Blamage? Sie erklärt, sie sei für den Vorschlag nicht verantwortlich, das Ganze sei ihr von höherer Seite nahegelegt worden.

Es soll aber in Württemberg gar nicht unvortheilhaft sein, wenn man es zu Etwas bringen will und Germane war.
é — é.

Brüssel, 2. August 1895. Mit Erstaunen lese ich in einer der letzten Nummern der „Akademischen Blätter“, dass hier in Belgien „entgegen dem übergreifenden Wallonenthum sich seit einiger Zeit eine mehr und mehr anwachsende vlämische, d. h. deutsch-nationale Bewegung“ geltend machen soll, die auf nichts Geringeres ausgeht, als auf den Anschluss an das deutsche Reich. Sogar Schriftstücke sollen vorzuweisen sein, aus denen „zielbewusste Sehnsucht nach einem Alldeutschland und markige Begeisterung für Bismarck herrlich hervorstach“.

Mit was für Augen mag wohl der Urheber dieser Nachricht das belgische Leben betrachtet haben! Hier scheint stark der Wunsch Vater des Gedankens

gewesen zu sein. Von einer vlämischen Bewegung, die sich gegen das Wallonenthum richtet, weiss man hier nichts; in rein vlämischer Gegend kann es Einem wohl mal passiren, dass man von einem ungehobelten Klotz, den man in französischer Sprache nach dem Wege fragt, keine Antwort bekommt; ich habe das bisher für Grobheit gehalten; war mir lieb zu erfahren, dass dies „zielbewusste Sehnsucht nach einem Alldeutschland“ ist. Und nun gar erst die markige Begeisterung für Bismarck! Um sich für Blut- und Eisenmenschen zu begeistern, dazu ist das Volk im Ganzen hier doch zu zivilisirt.

Allerdings ist die vlämische Bevölkerung bemüht, ihre Litteratur und ihre Sprache zu erhalten und weiter zu entwickeln, und dieses Bestreben ist durchaus anerkennenswerth. Denn die vlämische Sprache ist ebenso werthvoll und besitzt eben solche Litteraturschätze, wie jede andere. Zu öden Rassenhetzereien hat das aber bisher keinen Anlass gegeben, und dass es auch in Zukunft dazu nicht kommen wird, dafür wird schon der Sozialismus sorgen, der vielleicht in keinem Lande der Welt so rapide Fortschritte macht, wie hier.

Ni flamand, ni wolon,
socialiste est notre nom.

das war der Sang, den man zu den vorjährigen Wahlen auf allen Strassen und in allen Landestheilen hören konnte.

Ueberdies, so lange es in Deutschland Majestätsbeleidigungen, Vereinsgesetze, Versammlungsauflosungen etc. etc. giebt, wird wohl kein Belgier, auch der reaktionärste nicht, daran können, seine doch immerhin bedeutend grössere Freiheit aufzugeben und die Vormundschaft der Polizei dafür einzutauschen.

Sollte es aber wirklich Belgier geben, die sich nach dem Anschluss an Deutschland sehnen, wo bleibt denn da der „nationale Gedanke“? wo bleibt der „Patriotismus“? Oder existirt bei den „Akademischen Blättern“ der Patriotismus nur für Deutsche?

Litteratur.

Dr. Ch. Rappoport. Die soziale Frage und die Ethik. Bern, 1895; Goepper & Lehmann.

Das, was der Verfasser am Schluss dieser Schrift behauptet, nämlich, dass „die moralische Seite des Menschen“ von einem gewissen Momente an ihren eigenen

Entwicklungsgesetzen folgend ihrerseits einen gewissen Einfluss auf die allgemeine Entwicklung ausübt, ist eigentlich selbstverständlich. Insofern, als man die „Moral“ als Eigenschaft des Menschen annimmt, stellt sie, wie jede andere Eigenschaft, einen Faktor dar, hat also einen bestimmten Wirkungskreis. Die Hervorhebung des ökonomischen Moments als des einzigen — nicht als des wichtigsten — ist als Konsequenz eines oberflächlich gefassten Materialismus bereits des Oefftern in diesen Spalten zurückgewiesen worden.

Was die „Moral“ aber von den anderen menschlichen Eigenschaften trennt, ist ihr Soll-Charakter. Alles andere, Intellekt wie Empfindung, ist lediglich konstatirender Natur, wirkt nur, wenn vorhanden, und wird gestärkt oder geschwächt, wenn ein Interesse hierfür vorliegt. Die Moral aber verlangt die Anerkennung gewisser Grundsätze und eine diesen entsprechende Handlungsweise; ob sie dies absolut oder unter verschiedenen Verhältnissen verschiedenes verlangt, thut nichts zur Sache. Nun sind zwei Fälle möglich: entweder die Grundsätze der Moral werden aus Nützlichkeitsgründen abgeleitet, oder sie werden als Postulate aufgestellt, die von der menschlichen Natur untrennbar, wie der Intellekt, von allen respektirt werden müssen. Sind sie wirklich von der Natur untrennbar, dann würde sie ja auch jeder anerkennen, ganz von selbst, ohne Imperativ; wenn sie aber einer nicht anerkennen, so sind sie eben nicht allgemein menschlich, oder sie sind es doch, und die „moralische Seite“ des Betreffenden ist anormal, krank, dieser also etwa ein „moralischer Idiot“. Wenn die Moral vor diesem Hailt machen würde und sagen, dass sie sich nur an „moralisch Gesunde“ wende, so wird sie eine Trivialität; sie wendet sich dann eben nur an solche, die sie schon eo ipso haben. Sie kann also nur dann bestehen, wenn sie von allen Anerkennung verlangt. Das ist die eigentliche Moral; mit ihr sich zu beschäftigen, wäre Aufgabe der Ethiker.

Der erste der beiden Fälle, die Begründung der Moral durch Zweckmässigkeitsgründe, führt auf keine eigentliche Moral mehr; nehmen wir als einen solchen Grund etwa das „Wohl aller“ an, so ist dieser an sich nicht stichhaltig, er wird es erst durch Zurückführung dieses Allgemeinwohls auf das Einzelwohl. Dann aber ist die Moral nichts weiter, als der selbstverständliche Grundsatz, dass jeder das Maximum von

Glück sich zu erlangen sucht, und sieht in der praktischen Ausführung nur auf die Mittel des Einzelnen, sich das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten, ist also eine Technik.

Die Aufgabe der Ethik ist demnach entweder eine Darlegung des Wesens der „absoluten“ Moral, d. h. derjenigen, die ihre Giltigkeit nicht von der Zustimmung des einzelnen abhängig macht, oder eine Aufstellung von möglichst überzeugend gewählten Lebensregeln.

Die vorliegende Schrift beschäftigt sich nicht mit dieser theoretischen Frage, daher die Lectüre derselben mich auch nicht sonderlich befriedigt hat. Ich erwartete eine Diskussion des ethischen Prinzips und eine Anwendung desselben auf die soziale Frage, fand aber weder eine solche, noch überhaupt eine Definition der „Moral“, so dass ich über die Anschauung des Verfassers vollkommen unorientiert bin. Eine Klarlegung des theoretischen Unterbaues hätte unsern Horizont wirklich erweitern können, zum mindesten in psychologischer Hinsicht, der blosser Historismus, der zu Gunsten des bequemen Aufzählens das reine und strenge Denken immer mehr verdrängt, liefert uns in diesem Falle nicht einmal eine Genesis der Begriffe.

In dieser Schrift wird uns an der Hand mehrerer geschichtlicher Beispiele gezeigt, dass die politische Oekonomie bei den meisten Soziologen ethische Berührungspunkte aufwies. Besonders interessant ist die ausführliche Deskription der Anschauungen von Bernard Mandeville, der in seinem 1706 in Versen erschienenen Werke „The Fable of the Bees“ (Bienenfabel) eine vollständige Vertheidigung der Unmoralität als Quelle des allgemeinen Glücks zu führen versucht.

Die ganze Schrift, die in referirendem, aber sehr sachlichem Tone gehalten ist, bildet einen Theil einer vom Verfasser beabsichtigten grösseren wissenschaftlichen Arbeit über die Ethik. Es ist diese historische Uebersicht daher wohl nur als Einleitung aufzufassen und lässt uns um so mehr die nun folgende Theorie erwarten.

C.

Sprechsaal.

(Die Redaktion hält es für ihre Pflicht, allen Meinungen über die von diesem Blatte vertretenen Bestrebungen, soweit der Raum es gestattet, ihre Spalten zur Verfügung zu stellen; sie verwahrt sich gleichzeitig dagegen, mit dem Inhalte derselben identifizirt zu werden.)

Warum ich nicht sozialdemokratischer Student bin (Entgegnung auf No. 14,

S. 267). Herr stud. phil. C. polemisiert gegen meinen unter obiger Ueberschrift erschienenen Aufsatz. Er ist der Ansicht, dass die Sozialdemokratie die „einzig wirklich freiheitliche Partei“ ist; „er wirft sich auf das System, das einzig ihm die Aufhebung der Knechtschaft und Ausbeutung in jeder Gestalt verspricht: den Sozialismus, beginnt die sozialistische Gesellschaft auf ihre Durchführbarkeit zu prüfen“ und wird Anhänger. Zur Anhängerschaft gehört in erster Linie der Wunsch nach der Herbeiführung dieses Systems, und dieser ist Sache der Empfindung. Der Intellekt sagt nur, dass dieser Wunsch erfüllbar ist.

Ich finde, Herr stud. phil. C. macht sich, wenn er in diesen Worten seine eigene Entwicklung schildert, die Sache sehr bequem, leichter, als sie ihrer Natur nach verdient.

Weil die Sozialdemokratie durch ihr kommunistisches Programm Abhilfe der Noth verspricht — versprechen diese Minderungen des Elends nicht alle Parteien durch ihre Programme? — deshalb gehört ihr die Sympathie des Herrn C., weil die Durchführung dieses Programmes nicht ausgeschlossen ist — aus Gründen, die meiner Ansicht nach nicht vollständig unbestritten sind — deshalb ist es „Zeit, dass die deutsche akademische Jugend sich endlich ernsthaft mit den sozialen Fragen der Gegenwart beschäftigt“ und dass „die Vertreter der kleinbürgerlichen Intelligenz“ in ihrem eigenen Interesse Sozialdemokraten werden.

Meiner Ansicht nach hängt die Beantwortung der Kernfrage des Sozialismus, der Frage, die jeden Studenten, der nicht „geistige Trägheit und Mangel an Initiative“ besitzt, zu allererst beschäftigt, ob denn nämlich der Kommunismus an Produktionsmitteln thatsächlich im Stande ist, die ersehnte Freiheit aus der kapitalistischen Knechtschaft zu bringen oder ob er nicht, falls er wirklich durchführbar ist, nur einen Wechsel in der Form der Knechtschaft hervorbringt, keineswegs allein von der Empfindung ab — die Empfindung giebt nur den ersten Impuls, der Frage näher zu treten — sondern sie hängt auch ab von einer Fülle positiver Kenntnisse — nach Lassalle von der „ganzen Bildung des Jahrhunderts“; die Beantwortung dieser Frage hängt ab von der positiven Kenntniss vieler technischer, nationalökonomischer, philosophischer, psychologischer, historischer, soziologischer, politischer Details, vom Stande der Entwicklung aller

einzelnen Handwerke, der Schlosserei, der Tischlerei, der Schneiderei, der Schuhmacherei, der Bäckerei u. s. w., denn daraus kann man erst sehen, ob sich alle diese Betriebe zur kommunistischen Produktionsweise eignen, und ob für alle diese Betriebe die kommunistische Produktionsweise auch tatsächlich einen erstrebenswerthen Fortschritt bedeutet, desgleichen bei den agrarischen Verhältnissen; für mich ist die Frage, deren Beantwortung ebenfalls nicht bloss von der Empfindung abhängt, noch nicht entschieden, ob nicht für Kulturstaaten die Erstrebung des Kommunismus der Produktionsverhältnisse die Erstrebung eines politischen perpetuum mobiles bildet, welches deswegen unausführbar ist, weil ihm die Triebkraft des unmittelbaren Privatinteresses fehlt. Wer sich der Sozialdemokratie in die Arme wirft, bevor er über alle diese hier nur gestreiften Fragen mit sich im Reinen ist, der betreibt die Sache nur oberflächlich und bildet sich damit nur zur politischen Null aus, die nur in Anlehnung an eine Eins etwas zählt.

Wie aber ein Jurist oder Mediziner u. s. w. alle diese positiven Kenntnisse, die abgesehen von eisernem Fleiss eine hervorragende Begabung erfordern, in der kurzen Spanne der Universitätszeit sich aneignen kann, ohne, wie Herr stud. phil. C. behauptet, in seinem Fachstudium irgendwie behindert zu werden, ist mir bisher ein Räthsel.

Die Universität — auch die preussische — bereitet nur vor, sie bahnt nur die Ausbildung politischer Fähigkeiten an. Und dass auf den deutschen Universitäten die akademische Jugend, „wenn sie sich ernsthaft mit der sozialen Frage beschäftigt“, die Fähigkeit erlangt, politisch Hervorragendes zu leisten, ersieht man aus den deutschen Parlamenten, deren geistige Führer mit verschwindenden Ausnahmen aus den Hörsälen der Universität hervorgegangen sind. S. W., stud. iur.

Warum ich sozialistischer Student bin. (Entgegnung). In seiner zweiten Zuschrift hat Herr stud. iur. S. W. den Kernpunkt der ganzen Streitfrage verschoben, indem er jetzt die eigentliche Frage, ob und wann ein Student Sozialist sein könne, nur gelegentlich streift, das Hauptgewicht aber auf die Gegengründe legt, welche man eventuell dem Sozialismus selbst entgegenhalten kann. Um diese aber handelt es sich hier gar nicht. Hier habe ich einzig die Behauptung des Herrn S. W.

zu widerlegen versucht, dass ein Student kein Anhänger des Sozialismus sein kann, indem ich die Entwicklung eines akademisch gebildeten kleinbürgerlichen Ideologen zum Sozialisten klarlegte. Wenn Herr S. W. findet, dass ich mir „die Sache sehr bequem“ gemacht, so ist das eine wohlfeile Phrase, die in eine ernste Diskussion nicht hineingehört. Mit viel grösserem Rechte könnte ich ihm diesen Vorwurf zurückgeben. Denn Herr S. W. hat in seiner zweiten Zuschrift gezeigt, dass er meine Widerlegung noch gar nicht einmal begriffen hat — was ich an horrenden Einzelheiten in dem Folgenden beweisen werde — und hat sich damit begnügt, das bereits Gesagte zu widerholen, ohne auch das Geringste hinzuzufügen. Wir wollen diese Entgegnung jetzt Punkt für Punkt durchgehen.

1. „... versprechen diese Minderung des Elends nicht alle Parteien durch ihre Programme?“

Nein, das thun sie nicht. Denn alle anderen (d. h. die bürgerlichen) Parteien glauben offiziell an gewisse Dogmen, die die Grundlage ihrer Forderungen bilden, z. B. die Konservativen an die Heiligkeit von Thron und Altar, die Liberalen an die Gerechtigkeit der freien Konkurrenz u. s. w. Die „Minderung des Elends“ kommt bei ihnen erst an zweite Stelle, und nur nach Wahrung dieser Grundforderungen, die unter allen Umständen aufrecht erhalten bleiben.*) Die Sozialisten dagegen suchen einfach die bestehende Noth, d. h. die Ausbeutung in jeder Gestalt, abzuschaffen, wobei ihnen jede Art recht wäre; sie halten an ihren Grundforderungen nicht an sich, nicht wie an Dogmen fest, sondern nur als an den zweckmässigsten Mitteln zu jener „Minderung des Elends“.

2. „... weil die Durchführung dieses Programmes nicht ausgeschlossen ist — aus Gründen, die meiner Ansicht nach nicht vollständig unbestritten sind — ...“

Die Durchführbarkeit des Sozialismus beruht auf der durch die Gesetze der kapitalistischen Gesellschaft (Akkumulation des Kapitals; beständig wachsende Proletarisierung der Masse, sowie Verminderung der Anzahl der Ausbeuter) in Verbindung

*) All dies natürlich nur offiziell. Die wirkliche Grundlage der Parteien ist ihr nacktes Klasseninteresse; jene Dogmen sind nur vorgeschobene Posten; meine Widerlegung ist daher nur für den be-rechneten, der sich an das offizielle Wort hält; wer die realen Verhältnisse erkennt, der braucht sie nicht.

mit der Erkenntnis derselben bedingten historischen Nothwendigkeit, die zur „Expropriation der Expropriateure“ führt. Natürlich ist die Wahrheit des Sozialismus nicht unbestritten.*) Das ersehen wir schon aus der Existenz ihrer Gegner. Eine Begründung des Sozialismus kann hier nicht gegeben werden, dieselbe würde den Raum einer Zeitschrift weit übersteigen, und ich kann Herrn stud. iur. S. W. nur raten, sich dieselbe aus der sozialistischen Litteratur zu holen, oder wenigstens die grundlegenden Schriften zu studieren, die ihm ja wohl auch nicht unbekannt sein dürften. Für uns aber handelt es sich an dieser Stelle, wie schon erwähnt, nicht um den Sozialismus selbst, um die Argumente pro et contra — auf diese werde ich daher in der Folge nur in kurzen Worten eingehen — sondern nur um den Nachweis der Existenz-Möglichkeit des sozialistischen Studiums bei einem Studenten.

3. „.... und dass ‚die Vertreter der kleinbürgerlichen Intelligenz‘ in ihrem eigenen Interesse Sozialdemokraten werden.“

Von dem „eigenen Interesse“ habe ich kein Wort gesprochen. Ich habe im Gegentheil nur sogenannte ideale Motive angeführt, nämlich das Freiheitsgefühl und die Macht der wissenschaftlichen Ueberzeugung. Thatsächlich erachte ich auch, was aber hier nicht weiter ausgeführt werden soll, diejenigen, die aus sogenannten materiellen Motiven**) zur Sozialdemokratie übergehen, für die Unbrauchbarsten und zum Theil auch Unfähigsten.

4. „.... ob denn nämlich der Kommunismus an Produktionsmitteln thatsächlich im Stande ist, die ersehnte Freiheit aus der kapitalistischen Knechtschaft zu bringen“

Ob der Kommunismus an Produktionsmitteln (soll heißen: Sozialismus an Produktionsmitteln und Kommunismus in der Consumption) im Stande ist, alle Bedürfnisse zu befriedigen, ist freilich eine Frage

*) In den nicht-exacten Wissenschaften giebt es überhaupt keine Wahrheit, die gänzlich unbestritten bleibt. Die für Laien absolut feststehenden Theorien der Naturwissenschaften (auch die Selectionstheorie, ja selbst die Hypothesen der Physik) können angezweifelt werden, und dies geschieht auch. Einzig die Mathematik steht absolut fest, d. h. für unser Gehirn. Die Resultate aller anderen Wissenschaften können, je nach dem Grade ihrer Exactheit, in den Voraussetzungen oder in den — inductiven, also auf Wahrscheinlichkeit beruhenden — Schlüssen für ungültig erklärt werden.

**) Spekulation auf die fetten Posten der Sozialdemokratie, wie Genosse Dr. David auf dem Frankfurter Parteitage es nannte.

der Zeit, d. h. hängt von den technischen Verhältnissen ab. Jedenfalls aber steht fest, dass die starken Gegensätze dann aufgehoben sind, und eine relative Bedürfnissbefriedigung dann stattfindet. Weniger produziert wird insgesamt doch auf keinen Fall, die Produkte gehen aber nach Aufhören des Unternehmergewinns auf alle Mitglieder der Gesellschaft über; also haben die, die jetzt gar nichts haben, doch nur zu gewinnen. Ganz abgesehen von der durch die Regelung der Produktion, Aufhören der Krisen etc., bewirkten Mehrproduktion von wirklichen Gebrauchswerthen.

5. „Meiner Ansicht nach hängt die Beantwortung der Kernfrage des Sozialismus keineswegs allein von der Empfindung ab“

Dass die Beantwortung dieser, wie überhaupt irgend einer theoretischen Frage nicht von der Empfindung abhängt, ist selbstverständlich, und es gehört in der That schon ein bedeutendes Missverstehen dazu, um meine Erwidrerung in jenem Sinne zu deuten. Die Kernfrage des Sozialismus, seine Durchführbarkeit ist eine wissenschaftliche Frage, also lediglich von dem Intellekt abhängig. Anders ist es mit der Anhängerschaft. Man kann von der Möglichkeit einer Sache überzeugt sein, und braucht sie darum noch nicht zu erstreben. Ob dies geschieht oder nicht, hängt davon ab, ob und wie weit das als möglich anerkannte Ziel mit den speziellen Wünschen des Einzelnen sich deckt. Diese Wünsche sind aber Empfindungssache. All dies ist bereits in der ersten Erwidrerung (pag. 268) ausgedrückt. Man kann natürlich unter einem Sozialisten auch schon jemand verstehen, der die Ablösung der kapitalistischen Gesellschaft durch die sozialistische für wahrscheinlich hält. Wir aber verstehen unter diesem hier einen, der auch bereit und willens ist, die Entwicklung dieses Prozesses befördern und beschleunigen zu helfen, also für die sozialistische Sache auch thatsächlich zu kämpfen.

6. „.... die Beantwortung dieser Frage hängt ab von der positiven Kenntniss vieler technischer, national-ökonomischer, philosophischer, psychologischer, historischer, soziologischer, politischer Details, vom Stande der Entwicklung aller einzelnen Handwerke, der Schlosserei, der Tischlerei, der Schneiderei, der Schuhmacherei, der Bäckerei etc., denn daraus kann man erst sehen, ob sich

alle diese Betriebe zur kommunistischen Produktionsweise eignen“

Der Unterschied zwischen der kommunistischen (also: sozialistischen) und der heutigen Produktionsweise besteht nur in der Aneignung der Produkte, ob diese durch die Privatunternehmer oder durch die produzierende Gesamtheit geschieht. Von einem Sich-Eignen der „einzelnen Handwerke“ zur „kommunistischen Produktionsweise“ kann also keine Rede sein. Wenn Herr S. W. unter „kommunistischer Produktionsweise“ sich aber den Grossbetrieb vorstellt, so lautet die einfache Erwiderung: In den Produktionszweigen, in denen der Grossbetrieb sich als unrentabel erweisen sollte,*) wird eben der Kleinbetrieb aufrecht erhalten. Das hat mit dem Kommunismus an sich gar nichts zu thun. Herr S. W. hätte, anstatt uns mit einer Fülle von Namen und Bezeichnungen für Wissenschaften**) und Handwerke zu kommen, lieber im Speciellen angeben sollen, welche Einwürfe auf Grund derselben zu machen wären. Den Werth der Spezial-Kenntnisse, welche Spezial-Gebiete der Forschung zu erhellen im Stande sind, unterschätze ich keineswegs. Herrn S. W. scheint aber die Existenz allgemeiner unserer Gesellschaft immanenter Gesetze unbekannt zu sein. Mit diesen hat sich die gesammte klassische Nationalökonomie bis zu Marx herab beschäftigt. Ein eingehenderes Studium derselben, also z. B. des „Kapital“ würde demjenigen, den die Quantität des special-statistischen Materials entnuthigt, dem compilirten Sammelsurium näher zu treten, zu allgemeiner Kenntniss verhelfen.

7. „ . . . weil ihm die Triebkraft des unmittelbaren Privat-Interesses fehlt.“

*) Ich glaube allerdings an die Zweckmässigkeit und an den bedeutenden Fortschritt jeder Produktion im Grossbetriebe, selbst in dem strittigsten Zweige, der Landwirtschaft. Die ökonomischen Verschiedenheiten zwischen Landwirtschaft und Industrie, wie sie heute noch bestehen, sollen damit keineswegs gelehnet werden, deswegen leibt aber die Superiorität eines wirklichen rationalen landwirtschaftlichen Grossbetriebs, der sich in technischer Hinsicht aller Errungenschaften der modernen Wissenschaft bedient, eine Naturnothwendigkeit. Die zum Theil jetzt noch existierende Konkurrenzfähigkeit des Kleinbetriebes hat andere Ursachen. Vergl. hierüber die beiden neu erschienenen sehr interessanten Aufsätze in der „Neuen Zeit“ (No. 41 und 42).

**) Diese Fülle der Namen zeigt zudem, selbst wenn man, was aus Zweckmässigkeitgründen sich durchaus empfiehlt, die einzelnen Disciplinen von einander trennt, eine durchaus wahllose Anhäufung von zum Theil identischen oder nah verwandten Begriffen, so dass eine Unterscheidung des Wesens derselben durch sie jedenfalls nicht begünstigt wird.

Dies ist im Grunde der erste Einwand, der von Herrn S. W. gegen die Durchführbarkeit des Sozialismus gemacht wird. Gerade denselben pflegen meistens die bürgerlichen liberalen Verfechter der freien Konkurrenz den Sozialdemokraten entgegenzuhalten; er ist von diesen des öftern widerlegt worden. Ich verweise auch hier wieder auf die Litteratur.*) Ohne eine Beschäftigung mit den Hauptfragen geht es freilich nicht ab, und wenn Herr S. W. dieselbe von vorneherein ablehnt, weil ein nicht ex professo National-Oekonomie treibender Student sich doch nie bis zu einer wissenschaftlichen Ueberzeugung durchringen könne, so muss er natürlich auf die Klarheit in allen diesen Punkten verzichten.

8. „Wie aber ein Jurist oder Mediziner u. s. w. alle diese Kenntnisse . . . in der kurzen Spanne Universitätszeit sich aneignen kann . . . ist mir ein Räthsel.“

Jetzt erst sind wir wieder bei dem eigentlichen Thema, und zwar wieder bei dem einzigen Grund, den Herr stud. iur. S. W. gegen den Sozialismus bei einem Studenten finden kann und auch schon das vorige Mal angeführt hat — dem Mangel an Zeit. Dieser ist aber schon durch meine erste Entgegnung widerlegt worden. Man kann eben kein Minimum von Zeit fixiren bei der Verschiedenheit der Einzel-Begabung. Man sehe z. B. sich die sogenannten Häupter der Sozialdemokratie an. Trotz aufreibender, praktischer Agitation oder redaktioneller Thätigkeit finden sie die genügende Zeit, um die sich erweiternde Theorie des Sozialismus wenigstens recipiren zu können. Und da sollte einen Studenten sein Fachstudium verhindern, welches ihm doch genügende Zeit zu Amüsement, Schöngeisterei, geselligen Verpflichtungen und Bummeln jeder Art lässt? Zum Verständniss des Sozialismus gehört eben Intelligenz, Vorurtheilslosigkeit und freiheitliche Empfindungsweise, die die Liebe zur Sache erzeugt. Die Indifferenz findet tausend Ausreden.

Die letzte Bemerkung des Herrn S. W., der Hinweis auf die „geistigen Führer“ der deutschen Parlamente ist hier recht überflüssig. Selbst wenn man diese

*) Unter Litteratur meine ich in erster Linie die fundamentalen Werke des theoretischen Sozialismus, die Schriften von Marx, Engels, Bernstein, Kautsky u. A. m. Dann aber auch z. B. das leider so früh eingegangene Richter'sche Jahrbuch für Sozialwissenschaft, die ältern Jahrgänge der „Neuen Zeit“ und „Berliner Volkstribüne“.

„geistigen Führer“ als bedeutende Köpfe voraussetzt, was man unseren bürgerlichen Parlamentariern wahrhaftig nicht nachsagen kann, und selbst wenn wir annehmen, dass diese ihre politische Bildung den preussischen Universitäten zu verdanken haben, was doch nur in ganz geringem Maasse zutrifft, so besagt diese Thatsache absolut gar nichts, denn, wenn wir diese preussischen Universitäten dann als die besten Quellen für den wissenschaftlichen jungen Soziologen ansehen, nun, sie stehen ja jedem Studenten offen. Und wenn er vermuthlich von ihnen auch wenig Positives für den Sozialismus erlangen wird, so wird er Einiges jedenfalls lernen: das Erkennen der Irrthümer der gegnerischen Richtungen und der Fehler ihrer Methoden ist auch ein bedeutender Gewinn. Nothwendig aber ist dieses unmittelbare Hören nicht; jedenfalls wird es vollkommen ersetzt durch das Studium der Grundgedanken jener wenigen Originalwerke, aus denen die preussischen Dozenten zumeist ihren geistigen Bedarf decken.

Ich glaube nunmehr die Behauptung, die ich am Eingang meiner Entgegnung aufstellte, vollständig bewiesen zu haben. Herr stud. iur. S. W. hat in der That meine erste Entgegnung inhaltlich missverstanden (dies geht aus Punkt 3 und 5 hervor) sowie das bereits Gesagte einfach wiederholt, ohne auf die Widerlegung einzugehen. (Punkt 8.) Endlich haben alle seine andern Behauptungen mit

der vorliegenden Frage überhaupt nichts zu thun. (Z. B. Punkt 2, 4, 7.)

Nochmals richte ich an die Commilitonen die Aufforderung, durch dergleichen Scheingründe gegen ihre Fähigkeit, sich aus vollster Ueberzeugung der sozialistischen Bewegung anzuschliessen, sich nicht irre machen zu lassen und nicht durch die Grösse des zu Bewältigenden und die Schwierigkeit der Aneignung um den Muth und die frische Begeisterung gebracht, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Nur der Versuch kann bei dem einzelnen entscheiden, ob seine Kräfte ausreichen, oder nicht. Und wenn dieser auch einmal missglücken sollte, so hat er jedenfalls seine Erkenntniss erweitert. Er kann nichts verlieren, doch eine Weltanschauung gewinnen und Kämpfer werden für die grosse Sache des unterdrückten menschlichen Geschlechts.

C., stud. phil.

Notizen.

Quittung. Zum Pressfonds gingen ein von —r 30 Mk., aus W. 1 Mk.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Nachruf für „Friedrich Engels“ in No. 16 muss es Zeile 6 heissen: „unvergänglich“ statt „unvergesslichen“. Ferner fehlt Seite 291, Zeile 28 nach den Worten: „Oder wenn“ das Wort „es“.

